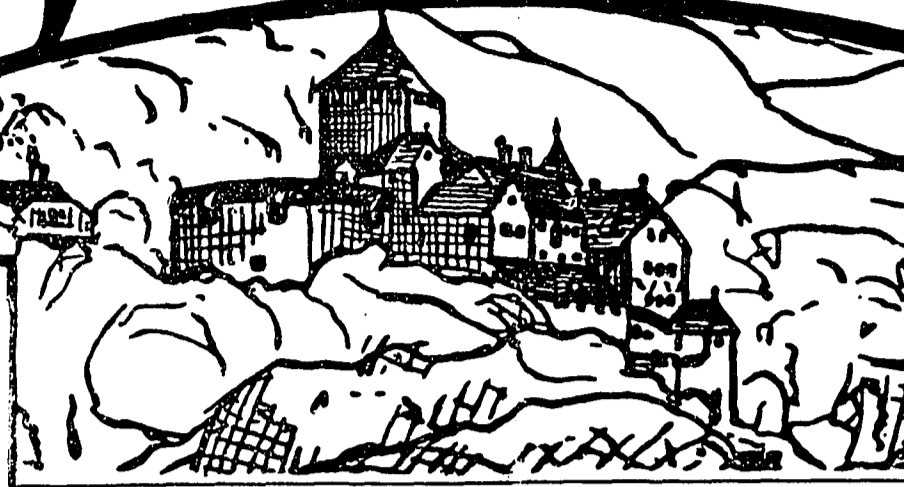


Baduz, Donnerstag, 12. Oktober  
1933 / 67. Jahrgang / Nr. 120

# Liechtensteiner Volksblatt



Bezugspreise: Inland und Schweiz jährlich Fr. 11.—, halbjährlich Fr. 5.50, vierteljährlich Fr. 2.80 (Postcheki IX 2988) Oesterreich (Postcheki-Ronto D 111,699) u. Deutschland halbj. Fr. 6.50, vierteljährlich Fr. 3.30. Das übrige Ausland halbj. Fr. 8.50, vierteljährlich Fr. 4.30. Amerika ganzl. Fr. 20.—. Postamtlich bestellt 30 Cts. Zuschlag. Bestellungen nehmen entgegen: Die nächstliegenden Postämter, die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz, in der Schweiz auch die Buchdruckerei Au (Rheinthal) Tel. Nr. 31.60. Schriftleitung: Schaun, Telefon Nr. 55. Verwaltung Baduz, Telefon Nr. 43.

Anzeigenpreise: die 1spaltige Col.-Zeile  
Inland 10 Cts. 20 Cts.  
Angrenz. Rheintal (Sargans b. Sennm.) 15 Cts. 20 Cts.  
übrige Schweiz 18 Cts. 35 Cts.  
Ausland 20 Cts. 35 Cts.  
Inseratenannahme für das Inland und Feldkirch:  
Verwaltung des Blattes in Vaduz, Tel. Nr. 43.  
Inseratenannahme für das Rheintal, Schweiz und übriges  
Ausland: Schweizer Annoncen A.G.  
St. Gallen, Tel. Nr. 35.30; und übrige Filialen.

Organ für amtliche Kundmachungen

## Wo es noch Sklaven gibt.

### Menschen und Politik an den Quellen des Nils.

Es klingt unglaublich, ist aber leider doch wahr: es gibt auf der Welt nach den Sachverständigen des Völkerbundes, die sich mit dieser Materie beschäftigen, nicht weniger als sechs Millionen Menschen, die ein Sklavenleben führen müssen! Menschen, die in solcher Abhängigkeit leben, daß ihr jeweiliger „Besitzer“ sie mißhandeln, verkaufen, ja sogar töten kann, ohne daß sie einen Rechtsanspruch haben, sich gegen dieses Schicksal aufzulehnen.

Wenn von Sklaverei die Rede ist, denkt man in erster Linie an die Länder des Islam, der bekanntlich die Sklaverei gestattet, ihr sogar eine Art von religiöser Rechtfertigung zu geben sucht, indem er den Gläubigen erlaubt, sich Nichtangehörige der mohammedanischen Religion als Sklaven zu halten. In Wirklichkeit bedeutet d. Ende des feudalistischen Zeitalters erfahrungsgemäß auch die Abschaffung der Sklaverei; in der Türkei, in Persien, in Ägypten und selbstverständlich in den Mandatsstaaten des Völkerbundes ist die Sklavenshaltung als öffentliche Institution vollständig verschwunden. Und selbst im Reiche Tschaos, das aufklärten arabischen Despoten, sind aufrichtige Bemühungen der Regierung zu verzeichnen, wenigstens dem Sklavenshanda ein Ende zu machen. Man verspricht sich davon ein allmähliches Aussterben der Sklaverei überhaupt, ohne sich allerdings zu verhehlen, daß man erst am Anfang eines Werkes steht, dessen Ende ein völlig gemandeltes Gesicht der Länder um das Rote Meer sein wird.

Ein „christliches“ Land dagegen hat den traurigen Ruhm, was den Prozentsatz der Sklaven unter seiner Bevölkerung angeht, an der Spitze zu stehen: das Kaiserreich Abessinien! Zwei von den erwähnten sechs Millionen echter Sklaven leben unter der 17 Millionen-Bevölkerung des Roptenstaates an den Quellen des Nils. Sein Beherrscher, der ehemalige Ras (Fürst) Tafari, der als Kaiser den Namen Haile-Selassie angenommen hat, sucht eine ähnliche Rolle zu spielen wie Ibn Saud in Arabien. Das heißt, Abessinien aus dem von einem Schattenkaiser regierten, in Wirklichkeit aber von den großen Feudalherren, den Provinzgouverneuren, beherrschten Föderativstaate in eine zentralisierte absolute Monarchie zu verwandeln. Seit seinem Regierungsantritt hat er einen ununterbro-

chenen Kampf gegen die ablige Front zu führen.

Ras Tafari ist einigermaßen irregulär auf den Thron gekommen, der für Lidj-Jassu, den Enkel Kaiser Meneliks bestimmt war. Lidj-Jassu ist ein Sohn des Ras Mikael, der ursprünglich unter dem Namen Ali unabhängiger Beherrscher des Landes Wollos in Nord-abessinien gewesen ist und sich zur mohammedanischen Religion bekannte. Menelik hat sich diesen ungebärdigen Vasallen unterworfen, hat ihn gezwungen, das Christentum anzunehmen und eine der Kaiserstöchter zu heiraten. Im Herzen soll Ras Mikael aber Mohammedaner geblieben sein und seinem Sohn wurde die gleiche Gesinnung nachgelagt. Raum war er seinem Großvater auf dem Thron gefolgt, als er auch schon von dem Erzbischof Matheos exkommuniziert wurde, was für die Bevölkerung das Signal zum Aufstand war. Lidj-Jassu wurde abgesetzt und als Staatsgefangener dem Ras von Fische zur Bewachung übergeben. Zauditu, die Tochter Meneliks, wurde Kaiserin und hat ihren einzigen Günstling, den Ras Tafari, zum Regenten und Thronfolger bestimmt.

Schon in dieser Eigenschaft hat er seine Latkraft und seine staatsmännischen Fähigkeiten bewiesen. Über erst als er nach dem Tode Zauditus wirklich Kaiser geworden war, konnte er seine weitgespannten Pläne verwirklichen. Es hat nicht lange gedauert, bis er sich zum Entscheidungskampf mit dem Ras Hailu gezwungen sah. In dieser merkwürdigen Persönlichkeit verkörpert sich zum letztenmal die Machtfülle und der Despotismus eines abessinischen Oraniden, zugleich aber auch schon jene unausbleibliche Dekadenz, die aus der intimen Berührung eines orientalischen Großwürdenträgers mit der europäischen Zivilisation hervorgehen kann. Als Gouverneur der Provinz Godjam, die seit Jahrhunderten von seiner Familie beherrscht wird, ist Hailu unermesslich reich gewesen. Er war nicht umsonst Vizekönig der reichsten Provinz Abessinien. Wenn der Kaiser seine Vasallen in ihren Leben bestätigt, überreicht er ihnen die Insignien ihrer Würde mit den Worten: „Ich gebe Dir diese Provinz zum Essen“. Eine Formel, die nur allzu wörtliche Auslegung zu finden pflegt. Die armen abessinischen Bauern u. Handwerker werden v. Adel des Landes und ihren Prätorianergarden buchstäblich ausgeplündert. Und Hailu war eine Ausnahme von der Regel nur insofern, als er es wesentlich schlimmer trieb als seine Vorfahren und viele Standesgenossen in den anderen Teilen des

Landes. Godjam ist ein Land, in dem wirklich Milch und Honig fließt. Hailus Regierungspraxis hat es in eine ausgeplünderte Wüste verwandelt. Das abessinische Volk ist viel gewöhnt, aber Hailu brachte es fertig, aus Lämmern Wölfe zu machen. Aufstände brachen aus, sie wurden blutig unterdrückt. Aber die Ueberlebenden des Gemekels, das Hailu anrichten ließ, flüchteten nach Abdis-Abbeda: zum Kaiser! Und das Unerhörte geschah: das Volk bekam recht gegen den Fürsten! Der Kaiser ließ aus seinem eigenen Kronschatz Entschädigungen auszahlen an die Opfer der Ungerechtigkeiten des Ras Hailu. Er versprach außerdem für eine Aenderung des Regierungssystems in Godjam Sorge zu tragen. Hailu wurde zur Abtretung zweier Distrikte gezwungen, die bisher seiner Herrschaft unterstanden; er verlor das Recht, in Godjam Markttagabgaben und Zölle zu erheben.

Der gebürtige Vizekanzler kann auf Rahe! Der von ihm angezettelte Aufstand mißlang aber. Der Vizekanzler wurde verhaftet und in Ketten — freilich in goldenen, wie es sich für einen König geziemt — vor Haile-Selassie geschleppt. Sieben seiner Mitverschworenen wurden gehängt — das ist die Strafe, die man in Abessinien an den politischen Verurteilten zu vollziehen pflegt. Auch Hailu wurde vom Krongericht zum Tode verurteilt. Der Kaiser hat ihn begnadigt. Auf einer Sumpfinself im See Zuai in Südabessinien führt er das Leben eines Verbannten. Wahrscheinlich nicht lange, das Klima der Inseln im Zuai-See, wo man politische Verbrecher u. Kriegsgefangene unterbringt, ist mörderisch. Ras Tafari ist nun seine Hauptfeinde los. — Aber er hat zu nahe am Rande des Abgrundes gestanden, als daß er sich in Zukunft nicht zu äußerster Vorsicht veranlaßt sehen dürfte. — Man muß befürchten, daß seine Absicht, mit dem abessinischen Feudalismus auch der Sklaverei ein Ende zu machen, noch auf sehr große Schwierigkeiten stoßen wird.

## Fürstentum Liechtenstein

### Unser Fürstenpaar auf dem Katholikentag in Wien. (Korr.)

Die hohen Herrschaften J. D. Fürst Franz und Fürstin Elsa nahmen anlässlich des Katholikentages in Wien an dem großartigen Festgottesdienst im Schlosspark von Schönbrunn teil; ferner an der zur Erinnerung an die Befreiung Wiens von den Türken abgehaltenen Feldmesse und der Regierungsfeier. Ihre

Durchlauchten besuchten aus diesem Anlasse das internationale Esperantomuseum in der neuen Hofburg in Wien, von dessen Fenstern aus sie den Festlichkeiten folgten. An der Feier nahmen teil der Kardinallegat, 4 Kardinalen und über 30 Bischöfe. Unter den Ehrengästen befand sich als Vertreter der Landesregierung unser Regierungschef, Herr Dr. Hoop.

## Exkursion durch die Obstbündten in Mauren.

(Eingel.) Unter Leitung des Obmannes des Obst- und Gartenbauvereins, Oberlehrer J. Meier, wurde am letzten Sonntag mit einer ziemlich zahlreichen Beteiligung eine Exkursion durch unsere Obstbündten gemacht. Es wurden vor allem die im Frühjahr nach dem Deschbergerschnitt behandelten Bäume in unserer Gemeinde besichtigt und besprochen. Die behandelten Bäume sind vielfach mit schönem Obst beladen und stehen gesund und prachtvoll da. Der Leiter gab die nötigen Belehrungen, so daß diese Begehung sehr interessant und lehrreich wurde. Keiner bereute diese Stunden für die Exkursion geopfert zu haben. Erfreulich war, daß so viele Jünglinge mit großer Aufmerksamkeit die Flurbegehung mitmachten. War diese Bewegung für die Jünglinge nicht auch so gesund wie Fußballsport? Lassen diese Jünglinge nicht eine bessere Zukunft erwarten als Spörkler? Machen solche Jünglinge den Eltern nicht viel mehr Freude und Hoffnung als Stütze im Alter? Dank, Ehrfurcht und Achtung diesen strebsamen und lernerführigen Jünglingen des Bauernstandes.

## Türken-Ernte. (Eingel.)

Der Mais fängt an zu reifen und goldig zu werden. Das Herbstwetter war bisher dem Türken gut gelaunt. In den letztvergangenen Jahren gab es im Unterlande viele Bauern, die dem reisenden Türken das Herbstwetter nicht mehr länger gönnten, sondern von den grünbeaubten, unreifen Stengeln, die noch beinahe milchigen Kolben rissen. Diese Leute sagen, die Vögel fressen ihn weg, wenn ich ihn nicht ernte. Lasse man doch lieber den Vögeln etwas davon, als daß man den Türken unreif erntet! Die Körner sind ja noch ohne richtigen Glanz und noch lange nicht glasig hart. Sie schrumpfen auf dem luftigen Estrich zusammen, sind leicht im Gewicht und liefern ein minderwertiges Mehl, das nur für die Schweine, aber nicht zu Mehl und Brot geeignet ist. Leute, welche den Türken nicht vollständig bis zur glasigen Körnerhärte, bis zum dünnen, goldigen Stroh ausreifen lassen, schaden nicht nur sich selbst, sondern auch dem Nebenmen-

## 13 Feuilleton

### Magna Svendburg.

Wer war die blühende, schöne Frau mit dem rotgoldenen Haargelege und den schillernden, grünen Sphingaugen? Wer der erste Mann mit dem kühnen Blick und der Adler-nase, an dessen Schulter dieser eigenartige Frauenkopf lächelnd lehnte? Wie kamen sie, die bestimmt waren, auf den Höhen des Lebens zu wandeln, in das Bahnwärterhäuschen am Wege?

„Zum steten Gedenken“ hatte eine kinderhafte Hand unter das Bild geschrieben und „zum steten Gedenken“ hatte es auf Magnas Schreibtisch Platz gefunden, denn Magnas Heim ist das kleine winzige Giebelstübchen mit der noch kleineren Schlafkammer nebenan in dem Bahnhof der Heide.

Sigrid hatte das Bild, das sie mit Sven darstellte, durch Chajas Vermittlung bald nach ihrer Hochzeit, die vor einigen Monaten stattgefunden, an Magna gefunden.

Denken“, aber anders, wie die kleine Sigrid gemeint, auf Ragnas Tisch. Das Bild war ein guter Helfer. Ein Blick darauf und Ragnas jagende und sehnhende Seele wurde fest und sicher. Aus dem Anblick des Bildes schöpfte sie täglich neue Kraft, wenn sie zu erliegen drohte, es half ihren oft gesunkenen Mut aufzurichten, es sagte ihr täglich, daß es für sie kein Zurück, sondern nur ein Vorwärts gab. Und wenn der Anblick der beiden Menschen, die ihr die liebsten auf der Welt waren, auch tausend blutende Wunden aufriß, er war ihr notwendig zu ihrer Existenz, zu ihrem Kampf ums Dasein.

Dieser Kampf war nicht leicht, aber Magna kämpfte ihn mit erstem Willen und uner-schütterlichem Pflichtgefühl. Seit sie von Berlin nach C. zog, der Fabrikstadt, wie Frau Lorenzen verächtlich sagte, hatte sie außer Gunhild und Dagmar, die sie einmal aufgesucht, niemand wieder gesehen. In einer halben Stunde war C. mit der Eisenbahn bequem zu erreichen, aber es war, als lägen Meilen zwischen Ragnas Aufenthaltsort und dem der Professorenfamilie. Frau Theresie grüßte, daß Magna sich selbständig gemacht hatte, wie sie es nannte, und prophezeite nur allerlei Unheil davon. Der Professor war durch seine Kollegien in Anspruch genommen. Geerd war

nach Bonn auf die Universität gegangen, Dagmar durch die Schule gefesselt und Gunhild nähte mit Todesverdichtung an ihrer Aussteuer, trotzdem der Referendar noch immer nichts weiter besaß, als seinen treuen „Regenschirm“. Und Arne? Ragna mochte kaum an ihn denken.

Seit jener Mondnacht auf Mürren hatte sie den Doktor nicht wieder gesprochen. Am Morgen, nur ganz flüchtig beim Abschiede, hatte er wortlos ihre Hand an seine Lippen gezogen, dann hatten sie sich getrennt. Sie, um heimzukehren, Arne, um weiter hinein in die Schweiz zu reifen. Er war erst zurückgekehrt, als Ragna bereits das Lorenz'sche Haus verlassen hatte. Auch keine Zeile war in der langen Zeit zu ihr geflogen, kein Zeichen, daß er noch ihrer gedachte, daß er noch Anteil an ihrem Schicksal nahm. Oft war es Ragna, als wollte sie Bitterkeit deswegen beschleichen, aber auch das überwand sie. Hatte sie denn ein Recht, seine Freundschaft zu fordern, wo er Liebe bot, die sie nicht erwidern konnte? Zuerst hatte sie noch oft geglaubt, er müsse plötzlich in ihr Stübchen treten und den goldenen Herbstsonnenchein, der draußen auf den Föhren lag, in das stille Gemach hinein-tragen. Als aber Blatt von Blatt von den Bäumen des Windes kam, da flagte auch Ragna

na die Hoffnung, Arne wieder zu sehen, ein in ihrem Herzen. Sie lebte jetzt nur noch ihrer Arbeit, u. diese erfordert ihre ganze Kraft.

Ein Grauen hatte sie befallen, als sie zum ersten Male C. betreten, um in einem der großen, düsteren Häuser ihre Stellung als Redaktionsgehilfin anzutreten. Wohin sie blickte, rufgeschwärzte Häuser, himmelhohe Fabrikshornsteine und enge Straßen.

„Muß man hier wohnen?“ hatte sie ihren Chefredakteur, einen Mann, Witte der Bierziger, mit einem rotblonden, spitzgeschnittenen Vollbart und klugen, braunen Augen, gestagt „hier, wo es so eng und drückend ist, ohne Luft, ohne Licht.“

„Muß, Rindchen? Ne, man muß nicht, wenn man nicht will.“ hatte Dr. Meiner geantwortet, sich behaglich auf seinem Schreibtisch herumdrehend, „wenn Sie lieber auf Sommerwohnung ziehen wollen, als hier in der Stadt wohnen, na, denn man zu. Der Bahnwärter Brand, kaum zwanzig Minuten von hier, hat 'ne Giebelstube, die er im Sommer an luftthürige Berliner für ein paar Mark abgibt. Gondeln Sie mal raus, hier will ich Ihnen meine Karte als Empfehlung mitgeben. Wenn Sie Brands nehmen, können Sie lachen, denn da sind Sie gut aufgeho-